

„Den Tod schreiben“

Nachwuchs-Wettbewerb LITERATUR UPDATE der Literaturstiftung Bayern

Laudatorin: Kenah Cusanit

Ist es nicht beispielhaft einfallslos, einen Wettbewerb auf der Suche nach Texten auszuschreiben, die sich mit dem „Tod“ beschäftigen – gemessen an der Literatur, die bereits zu diesem Thema existiert? Man könnte doch zur Abwechslung mal über den Prächtigen Blattkäfer schreiben. Haben Sie schon einmal etwas über den Prächtigen Blattkäfer gelesen?

Ich bisher noch nicht. Aber neulich habe ich ein Bild von ihm gesehen, zufällig, auf der Rückseite eines Berliner Gemeindebriefes. Es war ein Photo, das einen über ein Blatt krabbelnden Käfer zeigte. Sein Panzer schimmerte in den Farben des Regenbogens, rot, orange, gelb, grün, blau, violett.

Angezogen von diesem unbekannten Insekt fing ich über es zu lesen an und fand heraus, dass es zur Familie der Blattkäfer gehört. Ja, es gibt neben den Primaten eine Familie der Blattkäfer, sie besteht aus insgesamt 50.000 Arten. Allein in Deutschland sind 470 Blattkäferarten unterwegs und dazu fähig, auf Brachland, auf Wiesen und an Waldrändern einzelne Blätter von wilden Hecken und Sträuchern bis auf ihr Skelett kahl zu fressen. Das tun sie aber nur noch selten, da es kaum noch wilde Flächen gibt, die nicht in geordnete Feld- und Gartenstrukturen umgewandelt sind. An diesen aufgeräumten Orten wachsen Pflanzen, die gezüchtet wurden, um hohe Erträge zu bringen oder schön auszusehen. Das sind Pflanzen, die keine Ahnung haben, wie sie mit wilden Naturphänomenen umgehen sollen. Ein Prächtiger Blattkäfer auf Nahrungssuche bricht über sie herein wie eine Plage aus einer anderen, mythischen Welt.

Dass also weniger über den Blattkäfer als über den Tod geschrieben wird, stimmt vielleicht gar nicht. Denn der Tod ist ja selbst ein Prächtiger Blattkäfer, vielleicht sogar der prächtigste unter ihnen; einer, der schon immer unter uns wohnt und uns in unserem Drang nach Effizienz und Schönheit im Weg steht; den wir gern wieder verbannen würden an die unwirtlichen Ränder unserer Existenz oder wenigstens in die sterilen Kategorien der Pathologie. Den wir in den letzten zwei Jahrhunderten schon sehr erfolgreich verbannt haben und der uns vermutlich deswegen immer unvermittelter heimsucht. Denn bedeutet „Heimsuchen“ nicht eigentlich: In dieses Heim gehöre auch ich, ob du willst oder nicht. Und aktuell könnte man fragen, ob das nicht auch für andere Dinge gilt, die wir nicht mögen, wie Bakterien, oder Viren.

Den Tod schreiben, so lautete diesmal das Thema des LITERATUR UPDATE Wettbewerbs. *Den Tod*, nicht *über den Tod* schreiben. Je mehr uns ein Thema umtreibt, desto öfter taucht es auch in der Literatur auf und je öfter es dort auftaucht, desto sinnvoller ist es wohl, die ausgetretenen Wege nicht noch einmal zu gehen, sondern sich diesem offenbar nicht so leicht zu greifenden Phänomen über Umwege zu nähern, auch in Laudationes, in denen man so tut, als ginge es um Blattkäfer oder andere scheinbar abwegige Dinge.

Auf ihre eigene Art sind, wie ich finde, viele Texte dieses Wettbewerbs diesen Umweg gegangen. Und einige haben dies auf besonders eigenständige und nachhaltige und preiswürdige Weise getan:

Der mit 1.000 Euro dotierte erste Platz geht daher an **Annegret Liepold** und einen Text mit dem unscheinbar daherkommenden Titel „**Auf dass der Tod**“.

Unscheinbar auch Günter, der Protagonist, ein Witwer, der aus Mitleid mit einem alltagsgestressten Nachbarskind dessen Hasen in seine Obhut nimmt. Aber der Hase ist in Wirklichkeit eine Häsin und bekommt Häschen und nun bekommt Günter amtsdeutsche Post, eine Anzeige wegen Tierquälerei, weil die Hasen nur einen Stall und nicht seinen ganzen Garten bewohnen. Vermutlich haben ihn die Nachbarn verpiffen, denkt er, die offenbar aus der Stadt hergezogen sind, um ihm zu erklären, wie man mit Hasen umgeht, dabei aber nicht wirklich mit Günter sprechen. Genau wie sein Sohn, mit dem er gerade auch nur telefoniert, weil dieser im Internet ein „viral“ gegangenes Bild seines Vaters

entdeckt hat. Darauf: Günter zwischen toten Hasen, Messern und mutmachendem Alkohol in einer Blutlache liegend. Eben weil er die Hasen nicht sinnlos, sondern wenigstens zum Essen töten wollte, musste er sie eben auch ausnehmen, ausbluten lassen und aufhängen. Nun protestiert die Tierschutzorganisation vorm Haus, hält Plakate, ruft „Mörder“ über den Gartenzaun.

Wird hier der Tod in Form von geschlachteten Hasen verhandelt, geht es um Günters früh gestorbene Ehefrau oder um Rufmord? Geht es um Diskrepanzen zwischen Alt und Jung; um Städter, die alles besser wissen, und Dorfbewohner, die sich nicht verstanden fühlen? Natürlich. Letzteres übrigens von der Autorin wunderbar witzig anhand schneller Perspektivwechsel illustriert. Aber das alles wäre nur mäßig interessant, wenn es nicht um das Phänomen des Todes an sich ginge, über das man nichts und alles weiß, und das sich deswegen besonders gut als Linse eignet, bipolare Spannungen in der Gesellschaft zu bündeln, um hin und wieder ein kleines Feuer zu entfachen.

Denn ist es wirklich Tierquälerei, was die protestierenden Stadtmenschen echauffiert? Oder ist es nicht vielmehr die unerlaubte Frechheit, mit der es ein unreflektierter Dorfbewohner wagt, die grausamen Vorgänge, ohne die auch das Stadtleben nicht funktioniert, sichtbar zu machen. Wie in einem blutigen „Renaissance-Gemälde“. Und wären zu den verdrängten Grausamkeiten nicht auch die Vorgänge des menschlichen Todes zu rechnen, die aus dem sinnlich wahrnehmbaren Bereich längst ausgelagert sind?

Hier nun darf man alles Verdrängte stellvertretend ausleben und den vermeintlichen Täter anprangern – so jedenfalls sieht die Reaktion desjenigen Teils der Gesellschaft aus, der in der Aufklärung des 21. Jh. vor allem medial angekommen ist. Endlich sind Direktheit und Wortwahl dem Medium angemessen, das ein reales Schlachtfeld ist. Günter führt in seinem Garten ein unfreiwilliges Opferritual auf. Und Annegret Liepold lässt in ihrem Text intelligent durchschimmern, dass es weniger um die Hasen und um ihn geht; sondern darum, dass hier immer noch ein letzter starrköpfiger Mensch nicht begriffen hat, dass die Welt jetzt auf einer ästhetischen Ebene operiert, die je nach identitätsstiftenden Aspekten, die sie kommunizieren will, manche Vorgänge lieber ausblendet und an andere lieber ausstellt.

Mit dem zweiten Platz, der mit insgesamt 1.000 Euro dotiert ist, zeichnen wir zu gleichen Teilen **Philip Krömer** und **Elena Kaufmann** aus, zwei Autoren, deren Texte, obwohl im Grunde sehr verschieden, doch eine Gemeinsamkeit haben. Sie berichten nicht *über* etwas, sie haben ihre Form aus ihrem Thema heraus entwickelt – und damit etwas getan, was mich persönlich sehr freut. Sie haben nicht – aus Gewohnheit oder vielleicht aus Angst zu scheitern oder den Faden zu verlieren – stoisch Gattungsvorgaben befolgt.

Denn dieser sogenannte „Faden“ spinnt sich aus meiner Sicht noch immer selbst, zum Beispiel zu Philip Krömers Geschichte mit dem phantastischen Titel **„Wie Paul Scheerbart den Ersten Weltkrieg verhindert“**.

Nicht nur der Titel ist phantastisch, im doppelten Sinne, auch der Text ist ein visionäres Produkt des Geistes Paul Scheerbarts. Auch die Erzählerstimme verdankt ihm ihre Existenz, die, wie es heißt, nicht echt, sondern künstlich ist; denn nur das Künstliche und Phantastische taugten dem historischen Scheerbart als positive und geistig bewegliche Antagonisten des Trägen, des Bestehenden. Scheerbart schrieb literarische Utopien, in denen er sich eine Welt aus Glasarchitektur erträumte, die ihm zufolge das Potential haben würde, Menschen glücklicher zu machen. Seine Ideen zur Glasarchitektur waren phantastisch, trotzdem wurde ihre Ästhetik später von Architekten aufgegriffen und realisiert.

Für eine alternative Biographie Paul Scheerbarts setzt nun auch Philip Krömer dessen Ideen technisch um. In seinem Text soll der erste Weltkrieg verhindert werden, indem Luftschiffe auf wichtige Schauplätze des Krieges keine Bomben fallen lassen, sondern Glasglocken darauf setzen. Und zwar genau so „wie man“, so schreibt Philip Krömer, „anrückenden Ameisen den Weg zum Kuchen versperrt, indem man sie unterm Schnapsglas fixiert.“

Es ist natürlich ein trunkene Idee, und im Text selbst wird auch sehr viel getrunken. Denn wir befinden uns in einem Lokal, das selbst eine Art Glasglocke ist, unter der der Krieg ausgestanden wird, bis eine andere Wirklichkeit von außen hereinbricht und Paul Scheerbart als literarische Figur noch einmal sterben lässt. Aber diesmal hoffentlich mit etwas mehr Nachwirkung. Denn was bleiben soll: seine ästhetischen Visionen, Glasglocken und Luftschiffe, auch wenn sie – die Metaphorik legt es nahe – ebenso zerbrechlich sind wie anfällig für Vorwürfe der Wirklichkeitsferne. Philip Krömer erinnert jedoch mit funkelndem Humor daran, dass Literatur wie alle Kunst vor allem phantastisch ist. Und dass Phantasmen es sind, die diesen Text antreiben, und er ist es, der uns auffordert, sie weiterzudenken, weiterzuspinnen.

Womit wir wieder beim „Faden“ sind, diesem etwas anachronistischen Aushilfsbild, das in Elena Kaufmanns **Gedichten** oder Miniaturen von Seite zu Seite abreißt und immer wieder aufs Neue versucht, das Vergängliche in seinen Dimensionen durchzuspielen. „Abspielen“ könnte man auch sagen. Und zwar schnell.

Denn man liest die einzelnen Gewebefetzen – im Blocksatz und ohne Interpunktion gesetzt – als wäre man auf der Flucht. Im Bestreben, den Sinn der Texte zu erfassen, liest man schneller und schneller und zumindest ich bin dabei in einen unregelmäßigen Atemrhythmus geraten, der mich ausgebremst hat. Man könnte es als doppelte Botschaft lesen: Haste durch dein Leben, ohne es zu begreifen, oder bleib hin und wieder stehen und sieh hin, wenn auch alles andere weitergeht.

Einen Titel haben diese Miniaturen nicht, den brauchen sie auch nicht, denn sie sind nicht *über* etwas. Sie sind, wie das bei Lyrik ja im besten Fall immer so ist, schon mittendrin und tun von allen eingereichten Texten, die wir gelesen haben, am ehesten etwas, das man „den Tod schreiben“ nennen könnte.

Und Elena Kaufmann „schreibt ihn“, indem sie mit uns durch immer neue fragile Situationen hindurchgeht: Im Krankenhaus. Oder am Küchentisch, der „bühne gemeinsamen vergilbens“, wie die Autorin schreibt. Oder im Zoo: „im zoo haben die hyänen ihr kind aufgegessen lange haben sie gewartet im zoo die mitarbeiter im zoo und die jahreskartenbesitzer auch“, heißt es. Und natürlich stellt sich hinterher heraus, dass sie nicht auf den Tod, sondern vor allem lange und umsonst auf den Nachwuchs gewartet haben. Den Tod dieses Tieres finden alle seltsam, aber in formal schon vollzogener Umkehrung ahnen wir dank Elena Kaufmann, dass die Warterei eigentlich doch viel seltsamer ist.

Beide zweiten Plätze haben übrigens noch eine weitere Gemeinsamkeit: Sie sind nicht leicht zugänglich, sie wollen nicht gefällig sein. Mehrdeutige Texte, deren Form herausfordert, haben es nicht so leicht in einer Welt, in der das Verlangen nach Klarheit und Eindeutigkeit umso stärker wird, je unübersichtlicher uns diese Welt vor allem medial gegenübertritt.

Mit dem dritten Platz endlich zeichnen wir **Matthias Tonon** und seinen Text „**Wenn die Dunkelheit streikt**“ aus, der aus der Perspektive eines Jungen erzählt, der versucht den Tod seines Vaters zu verarbeiten.

Angeln war die Tätigkeit, bei der sie sich am nächsten waren. Angeln ist eine Tätigkeit, die aus immer gleichen Abläufen besteht: „Die Schnur mit Zeige- und Mittelfinger festhalten, Ausholen, nicht zu früh loslassen, das Surren, das die Stille vertreibt“, heißt es im Text von Matthias Tonon. Zu diesem eingespielten Miteinander, das auch gut das Leben an sich beschreiben könnte, gehört die Figur des Vaters unweigerlich dazu. Angeln ohne sie kann nicht funktionieren. Für den Jungen bedeutet dies gleichermaßen: Wenn ich angle, ist der Vater da und kann unmöglich tot sein. In diese logische Phantasie flieht der Junge, wenn er auf dem Weg zu einem Felsen am Meer ist, wo der Vater hoffentlich schon die Angel ausgeworfen hat; und er läuft dorthin wie um sein Leben, aus Angst, zu spät zu kommen, den Vater nicht mehr anzutreffen.

Wie der Vater die Angel auswirft, so wirft auch der Text eine Angel nach uns, den Lesern, aus, aber Matthias Tonon schildert es so eindringlich und berührend, dass uns der Text am Ende wie der Vater die Fische, die er immer geangelt hat, wieder freilässt – wenn auch nicht ganz unversehrt.

Allen Preisträgerinnen und Preisträgern zu diesen tollen Texten meinen herzlichsten Glückwunsch.

Zwei weitere Texte möchte die Jury gern anerkennend herausheben und empfehlen:

„**1985**“ von **Carolin von Ohlen**, eine klassische Kurzgeschichte, die von den quälenden Minuten berichtet, in denen ein zum Tode verurteilter Mann noch immer nicht aufgeben kann, den Verlauf seines bisherigen Lebens nach Gründen für die jetzige Situation zu befragen, aber keine Antwort darauf erhält, weshalb er ein Mörder sein soll und die, die ihn gleich hinrichten werden, nicht.

Der zweite Prosatext „**Polypen (Ana sagt, ich sage)**“ von **Paul Jennerjahn** hingegen fängt die Situation kurz nach dem Sterben ein, den plötzlichen Tod des Geliebten, der sich so schnell ereignet, dass zurück im Alltag der Wohnung diese sich wie ein unbegreiflich in der Zeit eingefrorener Raum um die wortwörtlich Zurückgebliebene herumlegt.

„Gottes Schöpfung nah gesehen.“ Mit diesen Worten war übrigens der Gemeindebrief mit dem Bild des sehr gefräßigen Prächtigen Blattkäfers überschrieben. Gottes schöne, schrecklich gewordene Schöpfung. Aber wie der Dichter Percy Bysshe-Shelley, der davon überzeugt war, dass alles sich nur wandeln und eigentlich nichts sterben könne, so schön sagte: „No one merits the name of creator except God and the Poet.“ (Defense of Poetry, 1821)

In diesem Sinne: Bringen Sie Schreckliches und Schönes hervor, aber bleiben Sie dichtend und schreibend in Kontakt mit uns und mit sich.